

# Neues Leben!

Autor(en): **Strasser, Charlot**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

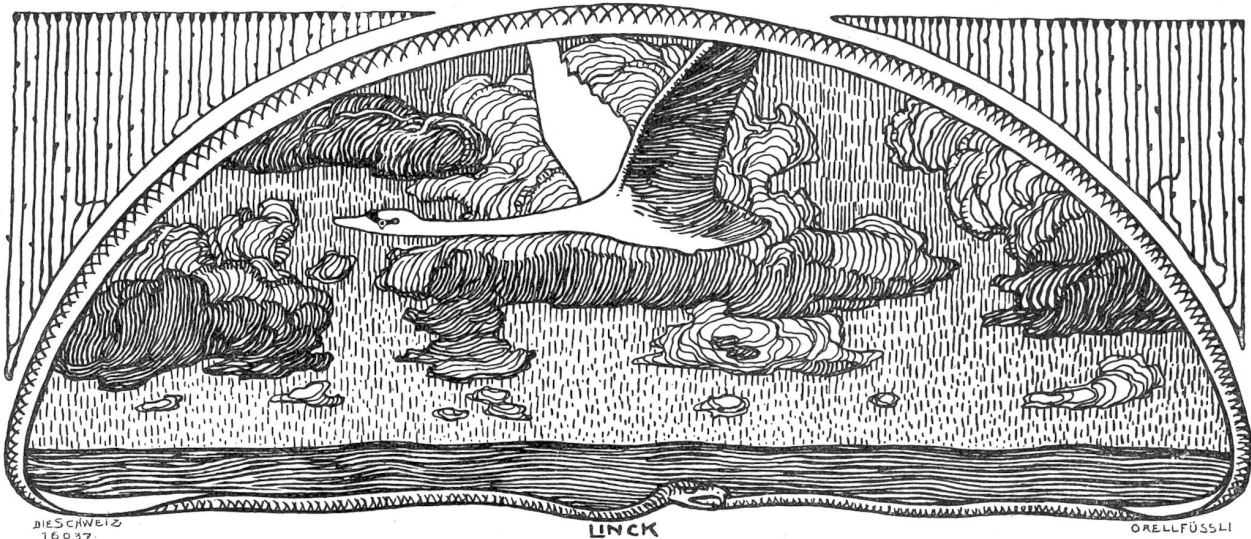
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571733>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Neues Leben!

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Sieben Vigilien von Charlot Straßer, Bern.

Mit sechs Kopfstücken und einer Schlussignette von Ernst Linck, Bern.

- I. Vigilie: Wie das Alter auch einen Sonnengläubigen beugt,  
 II. Vigilie: Wie das Alter dann gegen eigene Jugend zeugt,  
 III. Vigilie: Wie das Alter zittert, wofür seine Sinne geglüht,  
 IV. Vigilie: Wie das Alter verflucht, worum sich sein Leben gemüht,  
 V. Vigilie: Wie das Leben im Dunkel ein trostloses Sterben sieht —  
 VI. Vigilie: Aber im Leben sind ewig Freundschaft und Schönheit uns nah  
 VII. Vigilie: Und unser Dasein verhalte in einem jauchzenden Ja!!!

### I. Vigilie.

Es war gegen Ende des weißen Winters . . .  
 „Wir gehen zu einem alten, von Welt und Glück verlassenen Dichter,“ sagte mein Freund.  
 „Ich habe ihn vor Jahren kennen gelernt: ein dankbares Volk ehrte ihn, und er war wie die trotzigste Manneskraft . . .

„Aber keiner kann wissen, welcher Weise und warum das Schicksal grimmig lachen will. Es breitete seine schweren Schwingen über ihn aus, und als er einst mit seinem Pferd ins Morgengrau ritt, stürzte er hin und verlor sein Innebtörlichstes, die Gesundheit.

„Der in allem Handeln und Denken frei war, bangt seither mit jedem Augenblick nach der stützenden Hand. Das Alter setzte seinen Fuß auf den trotzigsten Nacken der Jugend. Des Dichters lebensstarker Geist aber liegt in dumpfer Betäubung und vermag nichts mehr denn gegen das Dunkel in ohnmächtigem Jammer aufzustöhnen.

„Auf harter Lagerstatt, darinnen die Holzwürmer ticken, in einer kleinen Stube, deren Wände schief gehen, weil sie das Dach des Hauses sind, liegt er Tage und Nächte, bis ein Erbarmender kommt, ihn unter den freien Himmel zu führen. Das Licht bringt ihm Leid. Die Nacht fürchtet er. Die Welt, das Leben verflucht er. Grausame Gedanken reißen die Nacht an sich und drängen seinen Geist dem erstickenden Schatten der Schwermut näher . . .

„Hast du Mut, einem Verlorenen, der auf all deine Worte mit Widerwillen und Welthäß Klage führt, die endlose Zeit zu verkürzen?“

Mein Freund führte mich hinaus in eine traurige Vorstadtbaute, die über und über mit verwittertem Putz belastet war. Die verstaubte, wohlwollende Besitzerin führte uns unter gedankenlosem Schnattern auf eine sonnengelegene Altane.

Schon wie das Tagesgestirn und froh waren die Kinder, die unten auf der Straße spielten. Sonnenlos und grau die Häuser, in die sie zurückkehren mußten.

Vor uns lag der See im trägen Spätnachmittagsstimmern, und es schien, als ob er die Augen schlösse, um die grauen Mauern nicht ewig spiegeln zu müssen.

Eben versank die Sonne im dunkeln Gewölk. Es war kein rotes Glühen in ihr. Die Wolken hingen zu dicht und hatten sorgendurchfurchte Gesichter. Sie kauerten sich fest an niedrigen Bergen und verschleuchten Farbe und Abendglut.

\* \* \*

Wir warteten.

Mich übernahm eine Scheu, wie sie den jungen Menschen beschleicht, wenn er vor Großem und Unerkanntem bestehen möchte. Nicht, um vor dem Ruhm des Richters zu beten, sondern um in der Hinnahme seines Urteils Ehrfurcht zu bezeugen.

Ein schlurfender Schritt weckte uns aus unsern Träumen.

Da sah ich in jenes Gesicht, das ich aus den Worten geliebter Werke kennengelernt hatte. Doch waren die Lippen schreckhaft blaß, erloschen der Glanz leuchtender Augen und der sinnliche Mund starr und hart geformt von Gram.

Ich brachte kein Wort heraus, so nagte das Mitleid in mir.

Seine Stimme war klanglos, als sie grüßte.

\* \* \*

Aber in meinem Freunde lebte der immerfrohe Schalk. Er war von jenen Menschen, die überall, wo sie sind, Sonne um sich streuen, Lachen und Freude. Er glich einem Kinde, dessen ahnungsloses Plaudern die verlegenen Alten in köstliche Ratlosigkeit schreckt. Alle liebten wir ihn, ob auch seine Kunst, sich und andere froh zu machen, darin bestand, daß er unfehlbar das Lächerliche, was ja an allem Menschlichen haften kann, herausempfindet und seine Freunde durch kleine Bosheiten ein klein wenig unmöglich machte.

So war auch heute in ihm beschloffen worden, daß gelächelt werden sollte — aber dieses auf meine Kosten. Wenn ein den Mäusen und andern Dichtgebilden ergebener Jüngling etwas Eigenes vorliest, das zudem ungedruckt ist, so hat sein Vortrag schon einen lustigen Beifall. Und wenn ich heute dahingehezt werden konnte, etwas Selbstverfaßtes herzusagen, so versprach sich mein Freund eine unterhaltende Komödie.

Nur hatte er sich in dem Alter des Dichters geirrt. Der war in frohern Jahren wohl aufgelegt gewesen zu Scherzen und heilsamen Hieben an schwärmerische Jünglinge. Jetzt war er weiß von Jahren. Jetzt hatte ihn die Eijensauft seines Unglücks darniederbeugen, und ihm ein Lächeln zu entlocken war mühsamer, denn ihn, den Stolzen und Starken, zum Weinen zu bringen.

\* \* \*

Wir gingen ihm zur Seite.

Mein Freund übernahm mit sicherem Willen die Zügel des Gesprächs. Er lenkte nach rechts, er führte nach links, und mit einem Mal stand er am Ziel. Er brauchte bloß noch zu einem kleinen zischenden Hieb die Peitsche zu heben und leise mit den Sporen die Weichen zu berühren, als auch schon meine Verse mit verhängten Zügeln querfeldein jagten:

Freiheit!

(Meinen russischen Kommilitonen zugeeignet).

... Das fängt wie Märchen an — und ist doch Wahrheit!

Es war einmal — ein unabsehbar Land.  
Da baute Herrschermahnwitz aus Granit  
um seinen Thron die Burg „Von Gottes-Gnaden“  
und riß vor Thron und Feste eine Kluff,  
tief, abgrundtief, unüberbrückbar weit.  
Zum Himmel selbst frechunablässig baute  
der Herrschergottesgnadenwahn die Mauern,  
bis für die unabsehbar weiten Lande  
die Sonne unterging, das Licht erstickte  
und rings das Reich versank in Graun und Nacht.

Im dumpfen Dunkel aber lagen schmachmend  
des Volkes ungezählte Millionen,  
hinsiechend mit der Last der Finsternis.  
Und ihre gramverbissnen Klagen starben,  
im Keim erwürgt von unglücklicher Luft.

Und blieb das ewig so? Und nichts geschah?  
Nein — alle langen hangen Zeiten drang  
ein leiser Todeschrei durch schwüle Stille  
und klang in Zittern aus und brach zusammen.

Dann froh noch unerträglich die Zeit.  
Nur öfter bebte schaurig durch die Nacht  
hülfslos der Schrei und hallte wimmernd aus —  
Und keine Hilfe kam? Und nichts geschah?!

Doch! Einmal endlich flackert' auf ein Echo,  
das widerhallte hunderttausendfach!

Dann ward ein Zucken mitten aus dem Volk.  
Dort stürmten Priester an, dort Schriftgelehrte,  
dort Arbeitsleute! Dort und dort ein Haufe!  
Die rasten blindlings vor, doch — ungeschloffen  
und stürzten lautlos, in der Kluff zerfchellend,  
als schwache Kräfte tausendfach zerplittert —  
Und mählich ward es wieder still.

Der Himmel  
gleich einem schweren Sammet-Trauermantel  
fiel dumpf herab und raubte Luft und Atem,  
gab Licht und Lauten eine dichte Decke.

Und mählich ward es still?

Horch! Hörst du nicht?  
Es rauscht wie Atem neubelebter Massen.  
Es sucht zur Kluff, da hunderttausend schwanden.  
Es tastet durch das Dunkel nach den Brüdern,  
und es erwacht ein Fragen, Drogen, Murren!

Es lebt! Aus unergründlich dunkeln Tiefen —  
Das dehnt und reckt sich, ballt sich, wallt und wellt  
und wälzt — ein einzig unhemmbares Wesen,  
verschmolzen aus Millionen schwacher Kräfte.  
Sie kommen näher! Dort! Das dräut und drängt,  
das brandet auf und zischt, das donnert dumpf,  
und brausend rast der Strom und reizt uns mit!  
Sieh! Bleiche Lippen — wutverzerrt, zerbissen —  
und starre Augen, Blut und Rache heischend —  
und Fäuste — Sieh, die Fäuste greifen sich —  
Jetzt Leib an Leib! — Da klammert Arm um Arm!  
Brust festigt sich an Brust! — Zum Ring von Stahl  
wächst unbezwänglich die lebend'ge Mauer  
und wächst unhemmbar, riesengroß empor!

Und sieh, schon wälzt der Strom sich an die Kluff!  
Mit wildem Aufschrei stürzt die erste Reihe  
der Bogensturmflut in des Abgrunds Rachen —  
und Reihe fällt um Reihe — Donnernd hallt  
ihr angstgequälter, todgebehter Schrei!  
Und Woge folgt auf Woge, Strom auf Strom,  
und sieh, und sieh! Es wächst des Abgrunds Boden  
und wird zum — Grund — auf zuckendem Gebein!

Doch unaufhaltam wuchtet drüber vor  
voll Wunderkraft der Strom aus Menschenmassen  
und prallt an die granitnen Himmelsmauern  
mit dem Verzweiflungsmuß des blinden Willens!

„Mut!“ — „Sieg!“ — Die Mauern beben,

Felsen zittern  
Und wanken, schwanken, schmettern allzermalmend  
mit Donnerkrachen auf die Menschenfluten,  
ein Grab aus Schutt und Trümmern — schwarzer Nacht —

Am fernsten Himmel glimmt ein leiser Schimmer,  
ein weicher Schein violenblauen Lichts —  
Das weitet sich und wird zum Purpursaum,  
es glüht, es loht zum feurigroten Leuchten,  
und goldne Strahlen blitzen auf und gleihen:  
Der Tag, der Sonntag ist auferstanden!

Er strahlt verklärend auf der Erde Leiden,  
vergoldet Trümmer, Tod und Blut und Wunden —  
Die Morgen Sonne heiligt Kampf und Sieg!

Sieh dorthin! Auf den Anien — liegt Mensch  
an Mensch —

mit stolzen, sonnvergoldeten Gesichtern  
sie beten, lichtbetäubt und siegestrunken!  
Horch! Leise hebt ein Jubel an zu klingen,  
ein angstbefreites Lied, und braust und schwillt  
zu unsafbarem grenzenlosem Jauchzen:

„Heilige Freiheit!

„Wir lagen gleich Toten in dumpfer Nacht —  
Da ward uns die erste Verheißung gebracht:  
Glaubt an das Leben! Verzweifelt nicht!  
Die Nacht muß weichen! Es wird das Licht!

„Wir lebten in Ketten aus Eigensucht.  
Wir waren als Knechte von Knechten verflucht.  
Haben Einheit und Freiheit zu schaffen gewunkt!  
Wir kämpften als Brüder und Brust an Brust!

„Millionen, zu einem Giganten getürrt,  
ist Brandung, die Felsen zerschmettert und stürrt!  
Auf! Sprengt die klirrenden Fesseln entzwei!  
Sieg! Freiheit! Und obs auch im Sterben sei!“

\* \* \*

Die Nacht war heraufgeschlichen. Seltsam verhallten die Worte über den schwarzen See. Lange schweig der alte Mann in unjerer Mitte. Ich hatte herbe, scharfe Kritik erwartet, nicht aber den Jammer eines verzweifelnden Herzens.

„Das ist alles nicht wahr,“ sagte der alte Mann leise mit einer Betonung, die mich anwehte wie Winter und Eis.

„Das ist alles nicht wahr! Es gibt und gibt keine Menschen, die wahre Freiheit suchen, es gibt keinen Loren und Heiligen, der Freiheit für andere will! Zu nutzloser Irre wird unser Werden, ohne Ziel und Zweck unser ganzes Leben! Die Jugend glaubt und hofft — das Alter zweifelt — ich aber hasse das Menschen-dasein und verfluche die Stunde meiner Erzeugung! Hunger treibt allen Kampf! Hunger und Gier nach Gold! Was wollt ihr Glauben verheissen und Licht? Und Menschen, die einmütigen Sinnes wären? Ein jeder verheisst euch doch nur seinen eigensten Vorteil! Zehnmalzehn Parteien verkünden das Nämliche und zerfleischen sich

doch! Was reden sie denn von den ewigen Rechten der zehnmalzehn Parteien, statt einmal nur einen Finger zu rühren? O pfui über die Schmach, daß ein Werk, das mit Mut und Zuversicht begonnen wurde, an tatenlosen Parteigerede zersplittern mußte! Was wollen wir alle? — Freier atmen! — Nicht mit Worten, mit der Faust muß man sich Luft schaffen! Aber was nützt auch dies? Kaum hatten die Wenigen sich Raum errungen, so lockten sie den allesbegeisternden Meid herbei, daß er den erkaufeten, freien Fleck auf alle Lebenszeiten verpfezte . . .“

Wir versuchten, seinen Gedanken entgegenzustehen, wir versuchten von dem Glauben an die Jugend zu reden und davon, daß Erfahrung und Verzweiflung die Vielen einigen müsse; doch ungestümer nur wurden des Alten Anklagen und waren die Worte eines vor Altersnot Verschmachtenden, die wirr und wild der Welt das Gute absagten. Es waren die Hilferufe eines erschöpften Schwanes, der nachts über dem Meer flattert, der mit seinen weißen Schwingen schon die schaumgekrönten Wellenkämme streift und über und unter sich das unendliche Dunkel ragen und wachsen sieht!

Wie ein Kind mußten wir den alten Mann hinaufbringen in seine traurige Kammer und mußten an eines Verzweifelten Lager Wache halten, bis in den grauen Morgen — — —

(Fortsetzung folgt).

## ❧ Dorfgeschichten ❧

Von Marie Uhler, Zürich.

(Schluß).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Still und schön im Mondlicht lag die Heimat da, das große Feld von Linda, als Peter von ihr schied und über den Grünbuck gegen Rheinbad wanderte.

Im großen Gasthof dort leuchteten die Fenster; Stadtleute mochten eine fröhliche Nacht feiern. Feine Geigen spielten zum Tanze. Das hemmte Peters Wanderhaft und wühlte Schmerz und Qual in seiner Seele auf, daß er auf der Grenzbrücke stille stand, ins Wasser sah und weinte.

Auf den Wellen aber zog im Mondenlicht anmutig tanzend ein Ahornblatt. Dieses hatte eine geheime Macht auf den Peter, daß auch er weiter wanderte, immer mit dem Gedanken: Fort; sie hießen dich gehen! Dazwischen tanzte wieder das dunkle Blatt vor ihm her, und im Ohre klangen jene Geigentöne. Dann brannte wieder die Bibel vor ihm, und es war ihm, er wandere über sie hinweg in Schmerz und Qual.

So wanderte Peter nordwärts manche Tage lang. In den Nächten lag er in fremder Herberge. Den ganzen Tag über graute ihm vor diesen Nächten. Lag er schlaflos, dann stand das Heimweh bei ihm und drückte so schwer auf sein Herz, daß er zu ersticken meinte. Kam der Schlaf, so brachte ihm dieser schreckliche Träume; ein wildes Bild jagte das andere, und oft stand Peter mitten in einem gewaltigen Feuer, das verzehrend ihm näher rückte und näher.

Nach manchen Tagen ward Peterleins Seele müde von Not und Pein, und da wurde das Fieber über ihn Herr. Aber er fühlte sich wohler dabei, und sanfte Bilder umschwebten ihn.

Die Rheinwellen hielten ihn linde und kühl umfangen und trugen ihn zu einer dunkeln schönen Wiesenbucht, wo blaue Blumen blühten. Da stand sein Mütterlein wieder lebendig und grüßte ihn und hielt ihm die Bibel unversehrt entgegen. Aber sie legte die Bibel sanft ins feine Gras und nahm den Peter aus dem Wasser, und sie wanderten Hand in Hand leicht und froh auf den Grünbuck zu jenem Baume, wo eben tausend weiße Blüten aufgegangen. Aber der Blütenbaum und der Grünhügel sanken sachte in Nacht und Tiefe, Peter und sein Mütterlein schwebten allein über Wolken fort, weit, weit — wohin?

\* \* \*

Als die Kinder des Dorfes in die Herberge kamen, um dem fremden toten Knaben den grünen Kranz mit den weißen Rosen zu bringen und das stille wehmütige Gesicht gewahrten, da weinten die Mägdelein in ihre Schürzen und die Knaben schauten gar ernsthaft darein. Die Leute begruben den Peter Lang von Linda in ihrem Friedhof über dem Rhein. Und das ist dort ein schöner Ort mit den Fliederbäumen und dunkeln Tannen und dem steten Wellengesang, schön zu allen Zeiten, ob Frühlingslüfte ziehen oder Herbstwinde wehen, im Morgenduft und im Abendsfrieden.

So schön ist der Ort, daß Peterlein, sah' er das alles, wieder in große Unruhe käme und nicht wüßte, sollte er soviel Schönheit malen, singen oder sagen.

Aber der Knabe Peter Lang von Linda hat nun die Ruhe.